

Die deutschen Kriegsgefangenen auf Malta.

Von Walter Kain, approb. Arzt, zuletzt Schiffsarzt des Reichsdampfers „Derfflinger“.

Als ich nach zehnmönatiger Gefangenschaft auf der Fregate in Malta Ende August d. J. endlich entlassen wurde, da hätte ich unter den Abschiednehmenden immer wieder und wieder die Bitte: „Wenn Sie glücklich in die Heimat kommen, so vergessen Sie uns nicht, schreiben Sie in die Zeitungen, denn unsere Lage hier ist zu Hause nicht bekannt, wir leben so aus den Briefen, daß man sich falsche Vorstellungen davon macht.“

Und jeder wollte noch etwas anderes, was ich erwägen sollte, und während ich schon im Begriff war, den neuen Freiheit aufzubrechen, sah mich einmal die ganze Kommandantur der letzten Zeit und das Schiff an, die vielleicht noch ein zweites Jahr hinter Mauern verdingen sollen, an mir vorüber. Noch zwei Monate hat es gedauert, bis ich endlich am Abend des 28. Oktober die Heimkehr betreten konnte. Die ersten Tage waren voll Lärm, normale Freude über das lautenfalls erste Wiedersehen und voll des Staunens über das geringste, was die schöne Welt mit jeder bot, aber die Erinnerung war doch so übermächtig, daß sie die Gedanken immer wieder auf dem Bild der Gefangenen in das tiefe Graue der letzten Vergangenheit zurückführte. Und wenn ich früher einmal geglaubt hatte, daß man Erinnerungen dieser Art einmal von sich werfen könne wie abgetragene Kleider, so habe ich inzwischen gelernt, daß es nie und nimmer möglich ist, daß die Zeit so lang war und Karten zurückgelassen hat. So könnte ich auch meine Kameraden auf Malta nie vergessen und alles, was wir zusammen erlebt haben, ist mir noch frisch genug in Erinnerung.

Es war Mitte Oktober des Jahres 1914, als die Engländer, die in Port Said gefangen deutschen und österreichischen Schiffe durch den Kreuzer „Warrior“ kaperten, nachdem sie diese vorher durch ägyptische Truppen und ägyptische Kapitäne aus Port Said und außerhalb der Grenzen ägyptischer Gewässer hatten bringen lassen. Die Schiffe mußten in Begleitung des „Warrior“ nach Alexandria fahren; dort lagen schon einige andere, und ein paar kamen noch aus Europa. Die Besatzung sämtlicher Schiffe — zusammen über 300 — wurde Ende Oktober auf einen Dampfer der „Aegidial-Post-Linie“, die „Osmanieh“, überführt und mit den in Ägypten anvisierten Deutschen, von welchen damals ein großer Teil festgenommen wurde, nach Malta gebracht.

Die Ausrüstung des Transportschiffes und die Art der Unterbringung des größten Teils der Gefangenen war ungenü-

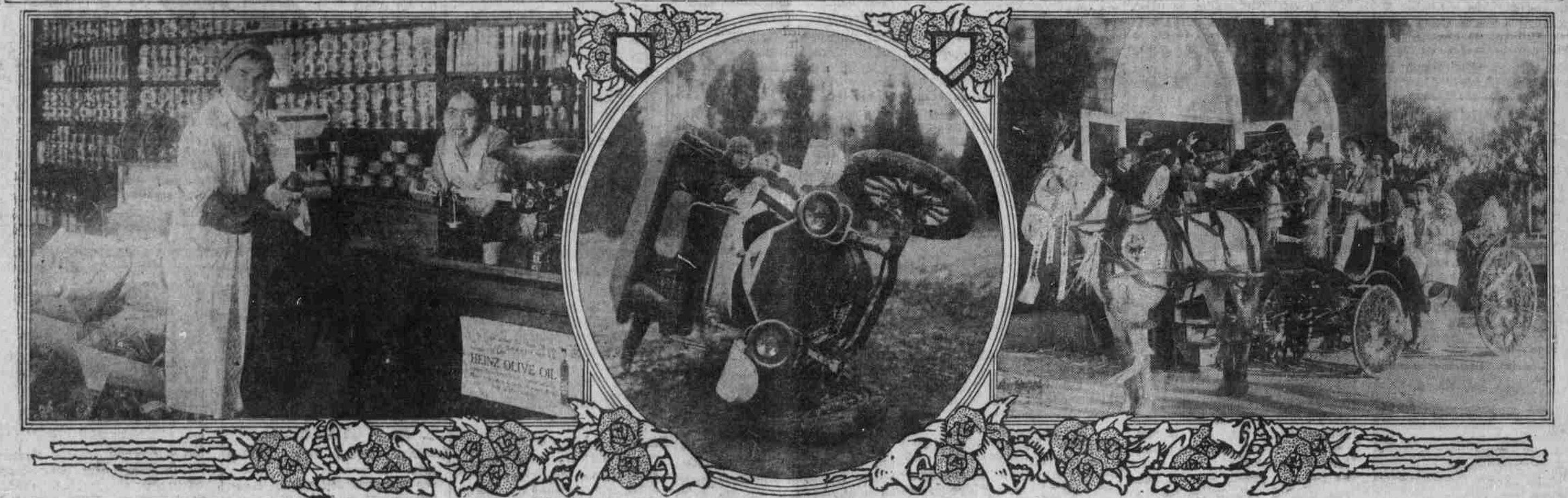
gend. In einem Raum des Dampfers, der nach einer Aufzählung nur für etwa 200 Menschen vorgesehen war, wurden 300 untergebracht; angeblich wegen Platzmangels wurden andere gezwungen, nach im großen Eßsaal auf dem Boden und auf den Tischen, auf welchen am Tage die Mahlzeiten eingenommen wurden, zu schlafen; die aus Port Said kommenden Gefangenen mußten, während das Schiff auf See in voller Fahrt war, die Ränge auf den hohen Schiffsplanen des offenen Hinterbords zubringen, mit einer eisernen Decke versehen, ohne eine Matratze oder eine andere Unterlage, so daß keine recht wohl, sollte er sich auf die Decke legen oder sich damit zudecken; beides war nicht möglich. Die Rückwärtslosigkeit in hygienischer Beziehung brachte es auch fertig, Leute volle sechs Tage, während deren das Schiff noch im Hafen von Alexandria lag, im Zwischendeckraum unterzubringen, ohne ihnen einmal den Aufenthalt in frischer Luft zu erlauben. Wer je in seinem Leben Zwischenbalken gesehen hat und die Armo-Johare kennt, die darin herrscht, wenn das Schiff voll ist, nicht einmal, wie in diesem Falle, völlig überfüllt ist, weiß, was das sagen will. Die Verpflegung war für die Rotpötte, Offiziere der Hauptgeschiffe und einige andere Zwölftägigen gut und ausreichend, für die Mannschaften der Schiffe dagegen und für die Mehrzahl der anderen Gefangenen qualitativ und quantitativ nicht einmal den sehr bescheidenen Ansprüchen genügend, die ein Kriegsgefangener stellen darf. Man hat dem 1. Offizier völlig derbeimächtigsten Speiseplan gebracht, und er hatte nur lächelnd die Antwort: „Das ist unsere beste Qualität.“ Erst auf meine Beschwerde beim Kapitän gab es Brot ohne Schimmel. Was die Mehrzahl der Gefangenen sehr unangenehm empfand, war der Mangel an Reinlichkeit, sowohl beim Essen, da die Speisen in schlecht gepflegten Gefäßen geteilt und ausgeleitet wurden, als auch bei den Waschlagenheiten. So war für 150 bis 200 Mann morgens ein Raum mit drei kleinen Waschbecken vorgesehen, in welche vom Küchenpersonal auch die Abwässer aus der Küche entleert wurden. Unter der Leitung eines Unteroffiziers, der jeden zur Eile trieb, mußte eine ganz oberflächliche Reinigung genügen.

Besondere Erwähnung verdient noch die Vorseege für Kranke oder auf dem Transport Erkrankende. Als Kain habe ich mit einem österreichischen Kollegen zusammen von dem englischen Offizier, der in Alexandria den Transport leitete, Ayl. Engelbus, die Versicherung erhalten, wir würden sofort oder doch baldigt nach

berbare Küstlich auf den Osten und das Meer geboten worden wäre, wurden aus Spionierbüch durch Weiterverfolgung von den englischen Offizieren, die den Gefangenen die Ränge geöffnet worden, und so haben wir nach langer, langer Zeit zum erstenmal wieder etwas Gutes gesehen: die Räume von denen allerdings einer abgetrennt ist, haben und in glühend heißen Spätsommermonaten noch etwas durch die Luft und ihren Schatten erfrucht. Uebrigens stehen auch sie zwischen hohen Mauern, und die Küstlich ist nur wenig größer geworden; man sieht nun etwas mehr Himmel, etwas mehr alte Festungsmauern, das Zellenfenster von der Insel, außerdem wurde geräumt, daß täglich ein paar Dutzend Gefangene von der Kaserne nach dem Zellenlager und umgekehrt auf Besuch dürfen. Die Vergrößerung unserer Bewegungs-freiheit bestand also darin, daß wir von einem Gefangenenlager in das andere gehen und den zwischen beiden liegenden Raum nach mit benutzen dürfen. Der Gouverneur kam mehrmals und erkundigte sich, ob wir nun zufrieden seien. Was wollte man sagen? Es war ein gewisses Entgegenkommen von ihm, die Absperrung des neuen Platzes hatte mehrere Wochen Arbeit erfordert, und wir mußten ja, daß ein weiteres Eingehen auf unsere Bitten um größere Bewegungsfreiheit abgelehnt würde, mit der Begründung, daß Malta Festung und Kriegs-lager sei, jenen Einwänden, der dort von den Engländern so oft gemacht worden ist. Die Gefangenen auf Malta haben die Überzeugung, daß ihnen der jetzige Gouverneur Lord Methuen, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger Sir Leslie Dundie, mit Wohlwollen gegenüber sei und sein Bestes tut, ihnen die an sich nicht benutzbarste Lage, soweit es ihm möglich ist, erträglich zu machen. Er hat es Anfang August dadurch, daß er persönlich bei einigen Besuchen im Lager Bescheidern der Gefangenen anordnete, möglich gemacht, daß Mühsalende aufgedeckt und abgeführt wurden, von denen auf schriftlichem Wege nie Kunde zu ihm gebrungen wäre; er hat damals auch für den Posten des Provost-Marschallantes in Major Arnold endlich einen Mann eingewechselt, der seinen Pflichten gerecht wurde und dem während meines Aufenthalts niemand Mangel an gutem Willen oder Mangel an Pflichttreue vorgeworfen hätte. Der Mangel in der Bewegungsfreiheit aber war und blieb die Folge eines Fehlers, der anfangs gemacht worden ist, als der frühere Gouverneur es für gut fand, Zwangsgefangene in einer Festung zu internieren, und dazu noch an einem Platz, der durch seine ganze Lage und Umgebung von vornherein eine hindernisse Freiheit der Bewegung unmöglich machte.

Wie recht es nun mit der Verpflegung der Gefangenen? Auch hierin ist in letzter Zeit manches besser geworden, aber es hat doch drei Vierteljahre gebraucht, bis wenigstens die Hauptmängel beseitigt waren, und das ist eine lange Zeit. Viele Monate hindurch war die Verpflegung

besonders derjenigen, die keine Seemittel hatten, eine sehr mangelhafte, denn von der auf die Dauer sehr ermüdenden Einseitigkeit abgesehen — es gab wohlgenügend lauglich Mittag- oder Dammelfleisch mit Erbsensuppe — wurde teils von Unteroffizieren, teils schon von den maltesischen Händlern täglich eine solche Menge von der Lieferung unterschlagen, daß auch der Besatzbesatz sich aus eigenen Mitteln zulaufen mußte. Es war ganz im Sinne der Antinonbesten, die so mit den Lieferanten eine Stillschiff bildeten, wenn in der ersten Zeit, als fast jeder noch ein paar Schilling Bargeld hatte, die Antine von früh bis abends von Händlern umlagert war; dieses Bild änderte sich schon nach einem Monat, als bei diesen die letzten Pennystücke glücklich in die Hände der Antinonbesten gelang waren. Diese Besten haben dann sehr reichlich und unterzuerhalten aus, und es kam vor, daß solche Leute vor Enttäuschung im Bett liegen mußten. Wenn eben von den geringen Rationen, die für Kriegsgefangene festgelegt ist und nur den Unterhaltungsbedarf decken soll, ein Fünftel bis ein Drittel unterschlagen oder in demselben schlechter Beschaffenheit geliefert wird, daß es teilweise oder völlig unbrauchbar ist — bei uns betraf dies oft das Gemüse und die Rasse —, so wird eben der Erhaltungszustand nicht mehr geübt, und es kommt zur Unternahrung. Die Besserstellungen konnten durch Zufuhr zur täglichen Lieferung die Ernährung erheblich verbessern, doch hatten sie fast noch mehr als die Minderbemittelten Angst vor Unterzuerhaltung auf der Haut zu sein und konnten sich oft nicht dagegen schützen. Als Beispiel dient, daß in unserer „Wesle A“ monatlang der Fleischration wöchentlich eine ganze Zentration zu wenig geliefert worden ist und trotz unserer Beschwerde nicht nachgeliefert wurde, daß das Gemüse oft zur Hälfte verrotzt und zum Kochen unbrauchbar war, was uns wieder zwang, es auf eigene Kosten nachzuschaffen. Daß von 70 Pfd. Fleisch oft 20—30 Pfd. Knochen und Fett waren, was besonders von dem Leber so oft auf der Speisekarte erschienen, wobei sich riechenden stinken Hammel gilt, trug auch zur äußeren Verringerung der Ration bei. Als sehr nachteilig wird es empfunden, daß die Sorge für die gefangen Bedürfnisse der Gefangenen einem einzigen Kaufmann — früher Mortimer, jetzt dem Malteser Galea — übertragen und so jeder Wettbewerb unmöglich gemacht ist; was Mortimer seit Jahren an schlechter, zum Teil geradezu elender Anschaffung im Lager hatte, das mußten die Gefangenen zu teuren Preisen kaufen, aber es wird ihnen mit der Lieferung aufgebürgelt. Ich erinnere mich mit Mißvergnügen an eine Erbsensuppe, die wir in den ersten Wochen mehrmals bekamen, und in welcher neben den einige Jahre alten Erbsen auch deren Bewoher, lauter dicke, schwarze Käfer, herumgeschwommen, die beim Kochen zum Vorschein gekommen waren, muß aber gestehen, daß die Käfer immerhin noch leichter zu verbauen waren



Filmzauber.

Das Filmdrama „Pasquale“ — Wie der europäische Krieg in das Schicksal eines italienischen Einwanderers, der hier seinen Lebensstrom verwickelt, eingreifen kann.

George Deban, der bekannte Darsteller italienischer Charakterrollen, hat neuerdings selbst mitgeholfen, ein Filmdrama zu verfilmen, und dann die Titelrolle übernommen. Das Stück, das von Oliver Morozoff verfilmt wurde, heißt „Pasquale“, und George Deban nennt es, alles Eigenlob beschreibend, ein Meisterwerk, auf das er nicht wenig stolz ist. Trotzdem gehört viel davon, ihm zum Heben über das neue Weltbild zu bringen, aber als der temperamentvolle Mime einmal ins rechte Schwert geraten war, da ließ er die Geschichte des Film vom Glanz.

Als Pasquale aus seiner italienischen Heimat am Ostsee Küsten, im Lande seiner großen Hoffnungen eingetroffen war, da trug er ein buntes Taschentuch, das seine ganze Bescheidenheit enthielt. Mit frohem Sinn zog er ins Land, von der festen Hoffnung besetzt, daß das Leben ihm, wenn er nur toder zugreife, alles geben würde, was er sich wünsche.

Viel forderte er ja nicht von seinem Schicksal. Wobon er träumte, das war ein kleiner Kramladen mit duftenden Früchten, frischen Gemüsen und vielen kleinen Blüten und Schokolade, die er auf den Regalen fein überlächelnd in Weiß und Gold stellen würde. Im Glanze wollte er ein Pferd haben. Es mußte ein weiches Pferd sein; denn die Schimmel sollte immer so frisch und sauber aus. Einen netten Hund wollte er sich auch anschaffen, einen jungen Hund, der nach drohlig spielen und herumtollen konnte. Es brauchte kein Kaffeeke zu sein, dazu hatte er kein Geld, irgend ein Hündchen vor ihm gut genug, und wenn er gar ein armes Tierchen finden könnte, das sein Grim hätte, so würde ihm das noch lieber sein. Und eine Kasse würde er sich halten, eine recht große mit einem weichen Fell. Alljährlich würde er seinen Laden halten, damit die Hausfrauen gerne zu ihm kommen würden. Abends würde er sich auf die Eingangstreppe des Ladens setzen und die Zitharmonia spielen. Dann würden die Nachbarn kommen, sich auch auf die Treppe setzen, und zusammen würde man in den schönen Abendstunden von der sonnigen Heimat plaudern und alle Hoffbilder sagen.

Das war die Lebensvorstellung des Einwanderers Pasquale. Er war ein fleißiger, froher Mensch, und weil er seine Wünsche nicht zu hoch stellte, gingen sie

alle in Erfüllung. In dem kleinen Dörchen Cadale konnte er seine Lebenspläne verwirklichen. Der italienische Bankier Martinelli ließ ihm das Geld dazu, und Pasquale richtete den Laden genau so ein, wie er es sich ausgedacht hatte, mit duftenden Früchten und Gemüsen, mit einem alten Schimmel, den er „Colombo“ nannte, einem drohigen Hündchen, einer schönen Kasse, und sogar mit einem fein juwelen Schmuckstück, dem Singelot. Kein Mensch war glücklicher als Pasquale, und weil er fleißig war, konnte er bald das von Martinelli erhaltene Darlehen abzahlen und allen Kunden in gebrochener Englisch die frohe Kunde erzählen: „An novo, da store eh all bealong to me!“

Der Reiz seines Glücks war aber noch nicht ganz erfüllt. Margarita, eine Ausländerin, die er sich angenommen hatte, war angekommen. Sie war ein prächtiges, mit feinen braunen Haaren, die sie rund um den Kopf legte, und mit großen, strahlenden Braunaugen. Sie war immer heiter und wenn sie lachte, dann zeigte sie zwischen den frischroten Lippen zwei Reihen hellblauer Perlenzähne. Im Laden half Margarita tüchtig mit, und das war ein Scherzen und Lachen, wenn die beiden frohen Menschen bei der Arbeit waren.

Sogar die schmerzende Frage hätte schon können, daß der gute Pasquale bis über die Ohren in Margarita verliebt war. Ganz im geheimen trug er sich mit dem Plan, sie an ihrem nächsten Geburtstag um ihre Hand zu bitten. Ein Klingeln

hatte er schon gefühlt. Er wußte ja nicht, daß Charlie Larkin, ein geriebener Bursche, der nicht arbeitete und doch immer Geld für Poolrooms und Gelage in der Wirtschaft hinterlassen hatte, die kleine Waise betriebe hatte. Er erfuhr erst davon, als die beiden ihm ihre Verlobung mitteilten. Da wurde zum erstenmal die frohe Natur Pasquales erschüttert, aber er raffte sich auf und überreichte Margarita mit dem üblichen, frohen Lächeln das Klingeln, — als Geburtsdagsgeschenk, als Verlobungsgeschenk.

Der Bankier Martinelli spielte in Cadale eine große Rolle. Ihm selbst wäre es zwar lieber gewesen, wenn er abends Ruhe und Frieden in seinem Hause gehabt, statt festlicher Empfänge, intimer Essen und anderer Festlichkeiten. Aber seine Gattin hatte große Ambitionen. Sie wollte, daß ihr Name wenigstens einmal wöchentlich in den Gesellschaftsblättern der Zeitungen erschien, wollte die vornehme Gesellschaft des Ortes um sich haben, sich von den Frauen beneiden, von den Herren verehrt lassen. Vergeblich verfuhrte Martinelli, seiner Frau diese Vorhaben auszureden. Sie war eben die unerschütterliche, moderne Frau, die mehr von gesellschaftlichen Leben, als von Gatten und Kind dachte. Ihr höchster Triumph war, daß Bob Fulton, der Geschäftsführer des Ortes, ihr mit allem Eifer die Cour schenkte.

Da brach der Krieg zwischen Italien und Österreich aus. Pasquale und Martinelli erhielten von ihrem Konflikt Kenntnis. Das Lärmen rief, und sie folgten dem Ruf, der den einen Weib-

und in diesen langen Tagen war ihr erstes Gespräch immer nur von Daphne, von der Gattin, dem Töchterlein, dem Waisenhaus und dem kleinen Kramladen. Wie mochte es denen wohl drüben im fernen Lande ergehen?

Die beiden tapferen Männer ahnten ja nicht, was alles in Cadale vorging. Frau Martinelli's Freundschaft mit Bob Fulton war in der Abwesenheit des Gatten immer intimer geworden. Charlie Larkin kümmerte sich nicht um den Gemeinleben, vernachlässigte die Hausarbeit, und Colombo, der gute alte Schimmel, war dem Hungertode nahe. Aus dem schönen, laubigen Gesäß war eine schmutzige, vernachlässigte Wude geworden; denn Larkin trieb sich mit seinen Freunden herum, und als Pasquale's Spargelbecken aufgebraucht war, da verfuhrte er durch Erpressung von Frau Martinelli, deren intime Freundschaft mit Fulton ihm zu Nutzen gekommen war, Geld zu erlangen.

Von alledem wußten Pasquale und Martinelli nichts, als sie nach ihrer Genesung aus dem Dienst entlassen wurden und die Reise nach America antreten durften. Mit Freude im Herzen trafen sie in Cadale ein. Niemand wußte von ihrem Namen, sie wollten ihren Freunden eine Hebertragung bereiten. Nicht schnell genug konnte Martinelli nach Hause zu Weib und Kind eilen, und als er in das Haus trat — da fand er seine Gattin mit Bob Fulton, der sie überredete, mit ihm das Weite zu suchen. Einen Augenblick hand der betrogene Mann wie vom Donner getroffen, dann wies er in hellem Zorn

Pasquale und Margarita im Kramladen.

Beim Auto-Unfall finden Fulton und Larkin den Tod.

Der Schimmel Colombo und der Wagen zur Hochzeitsfahrt geschmückt.